

Literarische Rundschau.

Russische Revolutions-Literatur.

„Sanin“ von Archajschew und „Hunger“ von Andrejew.

Von Stefania Volkering.

Nach allen Ereignissen während der verschiedenen Perioden der russischen revolutionären Bewegung ist nun die sexuelle Frage in den Vordergrund gerückt. Schüler und Schillerinnen bilden Vereine zur sexuellen Aufklärung, und wir haben gesehen, daß diese Vereine auch Mitglieder angehörten, die dem Schularbeit längst entwachsen waren. In den Tageszeitungen werden Erzählungen gedruckt, in welchen sexuelle Fragen mit einer rücksichtslosen Offenheit behandelt werden und deren Ergehen in den Spalten einer deutschen Zeitung ein Ding der Unmöglichkeit wäre: Wir sehen Widersprüche und Kontraste, wozu wir bliden, besonders aber, wenn wir zurückdenken. Derselbe Tolstoj, der in den achtziger Jahren den Kampf eine Sünde hieß und unter dessen Einfluß die Söhne des russischen Vaterlandes, der „ruskaja matjtschta“, sich fanatisch weigerten, eine Waffe zu tragen, — derselbe aus gleichsam verjüngt erscheinende Greis aus Jasnaja Poljana feuerte fast zwanzig Jahre später das russische Volk in einem sühnenden Aufbruch „Ich kann nicht schweigen“ zum Kampf gegen die Greuel und Grausamkeiten der jüngsten historischen Ereignisse Rußlands an.

Die politische Reaktion der achtziger Jahre brachte Tolstoj Werte hervor, eine Apotheose der christlichen Ethik; die gegenwärtige Reaktion gibt uns den Roman „Sanin“ von Archajschew, in welchem die sexuelle Frage als das Grundproblem des Lebens auf den ersten Plan gehoben wird.

Sanin, der Held des gleichnamigen Romans, kann gleichsam als Symbol für die beiden letzten Phasen in der Gedankenentwicklung der russischen Intelligenz dienen. Es gab eine Zeit, da er von dem Ideal des christlichen Lebens schwärmte; sie wechselte mit einer anderen ab, da er einen gewagten Anteil an dem politischen Kampf nahm, um die ganze Sache an den Nagel zu hängen, als sie ihm langweilig wurde. Jetzt ist Sanin ein krasser Individualist, dem die Freiheit seines „Ich“ als einzige Doktrin gilt. Soziale Pflichten, Arbeit für andere, Opfer — — — all das sind überwundene Dinge, die den Helden wie Anachronismen anmuten.

Wir lernen ihn kennen, als er nach einer langen Wanderung in die Heimat wiederkehrt, zur Mutter und der schönen Schwester Jvodia, die in einer russischen Provinzstadt wohnt. Riga zogen die jungen Sozialisten, die im Hause der Mutter verkehren, nicht mehr an; ihn lockt das Leben, und vor allem die Frau, mehr als die abstrakten Begriffe, als die fanatische Begeisterung der jungen Leute, die für Jazachulka schwärmen. Er schlägt während dieser Zeit für die Dauer der Autor stattdessen seinen Helden mit außerordentlicher physischer Kraft aus, angezogen durch die von innerlichem Feuer verzehrten jungen Kämpfer wenig und gebrechlich erscheinen. Sanin weiß seine Kraft zu gebrauchen: er schlägt den Richter Zarubin, den Geliebten seiner Schwester, mit der Hand nieder. — Aber das positive Leben unter den Familienmitgliedern und den Kämpfern für die Freiheit, die für ihn eine überwindende Zeit verkörpern, genügt ihm nicht für die Dauer. Wie er kam, so verläßt er wieder seine engere Heimat und zieht weiter in die Welt.

Krasser Individualismus und die sexuelle Frage sind die beiden Hauptmotive des Buches. Der Autor scheint nicht, die gewagtesten Situationen zu schildern, um diese Merkmale immer wieder und wieder zu betonen. Sanin macht es Vergnügen, mit seinem Freund die badenden Frauen zu beobachten, während er betrachtet er auch seine Schwester mit Begierde und benutzt die augenblickliche Schwäche des Mädchens, das in später Nachtstunde mit ihm nach Hause kam, um sie zu besitzen. Der Autor wollte seinen Helden vor allem als einen Individualisten darstellen und tauchte seinen Pinzel in die grellsten Farben. — Er sollte ein Riese unter Titanen sein. Aber er wirkt oft trivial, dort wo er stark sein soll. Und so ist der Held in dem Roman die künstlerisch schwächste Gestalt, während einige Nebengestalten, die im Roman die Schwachen verkörpern, psychologisch vorzüglich gezeichnet sind und mehr Sympathie erwecken, als Sanin. Zu diesen gehören Solowjewitsch, der träumende Jude, der die Wahrheit auf Erden sucht, und Swarowitsch, ein früherer sozialistischer Agitator, der freiwillig in den Tod geht, nachdem er seinen Glauben verloren hat.

Interessant ist der Roman vor allem deshalb, weil er in die düstere Stimmung, die so viele Erzeugnisse der modernen Literatur kennzeichnen, eine lebensfrohe, optimistische Note hineinbringt, wenn sie auch eine Bahn betreten hat, die keine dauernde zu bleiben braucht. Sollte auch hierin Sanin symbolisch angesehen werden? ... Denn auch er verließ die Atmosphäre, in der er sich eine Zeitlang wohl gefühlt hatte.

Die alte, bekannte, vertraute Note des Pessimismus tönt aus jedem Wort des Andrejewischen Dramas in fünf Akten „Der Hunger“, der das Bild der russischen Revolution in symbolischen Formen zur fallen versucht.

Der Anhalt ist in wenigen Worten wiedergegeben. Der allmächtige Hunger Hunger hat einen Vertrag mit dem „Tod“ und der „Zeit“ geschlossen und medt Unzufriedenheit unter den Arbeitern und dem bürgerlichen Mob, dem Lumpenproletariat. Das Urteil über die Hungerrige entfällt die Klagegebirge noch mehr — ein Unstaud bricht aus. Die im Schlosse verarmte Bourgeoisie beobachtet mit Angst den Verlauf des Unstaudes. Endlich vertritt der „Hunger“ das Volk; seine Sache ist verpielt, — die Sieger beobachten mit Stolz die Siegesstätte. Und der Hunger jagt:

„Was habt Ihr erlangt, Wahnsinnige? Wohin gingt Ihr? Auf was seht Ihr eure Hoffnung? Womit wolltet Ihr kämpfen? Wir haben Kanonen, haben Verstand und Kraft, — was habt Ihr, unglückliches Volk? Da liegt Ihr an der Erde und blickt mit offenen Augen zum Himmel — der Himmel wird Euch nicht antworten. Noch heute Nacht wird Euch die schwarze Erde verschlingen, und an der Stelle, wo Ihr begraben werdet, wird üppiges Gras sprießen; es wird unserm Vieh als Futter dienen. Wolltet Ihr das, Wahnsinnige?“

Auf diese verweirte, erschütternde Frage, aus der die ganze Hoffnungslosigkeit der sogenannten kulturellen Schichten der russischen Gesellschaft herausbricht, erklingt auf der Kampfstätte ein fernes, unter der Erde heraufdringendes Geräusch einer tausendstimmigen Menge:

„Wir kehren wieder. — Wir kehren wieder. — Wehe den Siegern!“

* Uebersetzt von André Willard und S. Wagon. Mit einer Einleitung von André Willard, München und Leipzig, Georg Müller, 1909.

Das ist der einzige Strahl, der die düstere Dämmerung des russischen Pessimismus erleuchtet.

Andrejew hat in diesem Drama Bilder von erschütternder Tragik geschaffen, deren Kunst um so größer ist, als sie nicht auf naturalistischen Schilderungen beruhen, sondern sich zu einer symbolischen Epoche fügen.

So sind die beiden besprochenen Werke die charakteristischsten Erscheinungen im Gebiete der modernen russischen Literatur.

Hermann Bahr, Die Rahl. Roman. (S. Fischer, Verlag Berlin). Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Ich soll selbst anzeigen, was die Reihe von Romanen will, die mit der „Rahl“ beginnt? Fast scheint mir dies leichter durch die Romane getan, als mit Worten gesagt (obwohl es ja freilich auch dort blos Worte sind, mit welchen es geschieht, aber mit Worten aus den Dingen, nicht über die Dinge). Was es immerhin verliert sein! — Wer viel unter Menschen kommt, oft in die Fremde geht und überall sich umsieht, wird mit Verwunderung am Ende gewahrt, daß er so häufig und in der Ferne doch eigentlich überall nur immer wieder dieselben Gesichter trifft. Der liebe Gott scheint sparsam, er gibt nicht gern viel aus, tausend Menschen müssen sich mit einem einzigen Gesicht behelfen. Ein Zeichner oder ein Photograph könnte sich den Spaß machen, alle Bewohner eines Dorfes aufzunehmen, und legt er sie dann im Wilde nebeneinander hin, so wird er staunen, wie doch eigentlich kaum auf hundert ein besonderes Gesicht kommt, es wird sich zeigen, daß das Dort schließlich nicht mehr als vielleicht fünf oder sechs Typen enthält, die nun freilich der Einzelne dann durch sein eigenes Schicksal abändert läßt. Ein Gesicht muß für tausend Menschen langen, jeder Einzelne richtet es sich dann her. Und in der weiten Welt ist es nicht anders. Es müßte gelingen können, einen Atlas der Menschheit aufzuzeichnen, in welchem alle Gesichter zu finden wären, deren sie fähig ist. Und auch im Wipfeln geht es nicht anders. Derselbe Mensch kommt in der Welt so oft vor, wie derselbe Apfelbaum. Ort und Zeit wandeln ihn ab, einmal bräunt ihn das Glück, einmal bleicht ihn die Not, und keiner will ja auch als einer von den vielen erkannt sein, jeder stellt sich eigens an. Nimmt man aber nur den Menschen die Masken ab, so findet man, daß es vom Anbeginn der Menschheit her immer die gleichen paar Typen sind, mit welchen sie noch immer ihr Auskommen hat; alle Selben Homers sehen heute noch im Café Monopoli, und Uegeter und Nilow sehen schon im Sallust. Die Menschheit bringt keinen neuen Menschen mehr hervor, sie dreht nur die alten ein wenig herum. Es hat mich nun seit Jahren stets gereizt, mir ein Verzeichnis der sämtlichen menschlichen Typen anzulegen; und ich wunderte mich nur immer mehr, wie wenige es eigentlich sind; denn meistens, wenn man, in Geschichte oder Gegenwart, doch einmal einen neuen aufzufinden glaubt, erkennt man den alten bald, den nur etwa das Klima eines ungewöhnlichen Schicksals verändert haben mag. Und dann hat es mich gereizt, über diesen Veränderungen nachzusehen und zu vergleichen, wie der Mensch, der im Plutarch Coriolan oder Pompejus war, heute aussteht, wenn er bei Reinhardt oder Wolfe angeht. Ist also: wie die Typen sich, um sich behaupten zu können, den veränderten Bedingungen anpassen und in die neuen Schalen einzufüllen genötigt werden. Nun ist man dann geneigt, diese eine Zeit zu überschauen und überall nur Anpassung zu sehen: die Natur wirkt ein paar Urtypen hin, mit welchen die Menschheit nun ihr Dasein bestreitet soll, und wenn sie sich verändern, sind an allen solchen Abweichungen von ihrer ersten Form immer nur die wechselnden Umgebungen schuld, ein Spiel von Anpassungen der Urtypen wird alles. Was als Denkmethode ganz vortrefflich ist und einen in einen gelinden Raub des Entschlusses bringt, weil alle Geheimnisse sich plötzlich offenbaren. Nur kann man sich am Ende doch nicht verhehlen, daß es nicht völlig stimmt. Nicht durch Anpassung allein nach neuen Bedingungen werden der Menschheit Urtypen unabhängig verändert, sondern es zeigt sich, daß auch in den gleichen Bedingungen, ohne förmliche Abänderung, dieselben Urtypen niemals völlig die Gleichen an Erscheinung sind; und fast ist man vielmehr versucht, die Natur für einen Künstler anzusehen, der sich niemals genug tun kann und immer wieder dasselbe Werk von vorne beginnt, weil es ihm immer wieder noch nicht alles zu sagen scheint, was er damit meint.

It man nun einmal so weit, jene Urtypen, die man überall in der Menschheit häufig von neuem wiederholt sieht, jetzt also gleichsam als erste Veruche und stets wieder verbesserte Veruche und stets wieder missungene Veruche der Natur anzunehmen, die niemals völlig kann, was sie eigentlich will, so regt sich der Hochmut, mit der Natur zu wetten, ob es der Mensch nicht besser kann als sie, ob er nicht aus diesen bloßen Abänderungen, die ihre Typen sind, die niemals völlig erscheinende Absicht erkennen mag, und ob es ihm denn nicht am Ende gelingen soll, mit seiner Kraft zu vollenden, was ihre Kraft angefangen hat, nämlich indem ihrer Typen die vollkommene Gestalt zu geben, die alles sagt, was sie damit meint: von allen Typen also ein letztes Exemplar und ein vollkommenes Individuum eines jeden Typus zu schaffen. Dies lockt mich, ich habe es unternommen, so vermesse ich das anzuhaben. Ich will eine Anzahl von Typen, nämlich alle, welche in der heutigen europäischen, bürgerlichen Welt vorkommen, aufzeichnen, bis sie komplex vor mir steht, will dann zeigen, wie sie sich durch Anpassung verändern, so daß manchmal Exemplare derselben Typen sich völlig gegeneinander entfernen, manchmal Exemplare verschiedener Typen sich völlig ineinander verlieren, und will, wenn's mir im farbigen Gewühl schon den Atem fast verläßt, endlich beruhen, jeden der der heutigen bürgerlichen Welt möglichen Typen einmal auf seinem höchsten Ausdruck zu bringen und in einem vollkommenen Exemplar so darzustellen, daß darin der Typus ganz zum Individuum, das Individuum ganz zum Typus geworden und für einen seligen Augenblick (den freilich vielleicht nur ich selbst allein empfinden kann) die Grenze von Idee und Wirklichkeit aufgehoben scheint. Man wird mir aber schon die Flügel stuben, dazu haben wir die Kritik.

Hermann Bahr, **Fredrik van Eeden: Johannes der Wanderer**, Blätter von der Liebe. Deutsch von Else Otten. Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig 1908.

Von den beiden scheinbar widersprechenden Eigenschaften, die in den holländischen Schriftsteller so festlich nebeneinanderstehen, wissenschaftlich strenger, bis ins kleinste genauer Realist und Geschäftstüchtig und Phantastik, die sich zuweilen bis zu dunkler Phantasie steigern, ist hier die zweite vertreten. Das Buch wurde verfaßt, als von dem kleinen Johannes erst der erste Teil vorlag. Der Held der Märchenbildung, der verlorene Junge, der mit der Natur und mit dem Esen lebt wie mit Sinesesiden und sich mit alledem da draußen besser verträgt wie mit den Menschen, vor dessen Träumen er sich so viele Stunden darin, die anderen verborgen bleiben, ist hier zum Jüngling-Mann herangewachsen. Ihm legt Eeden diese Blätter von der Liebe in den Mund. Es sind in Prosa geschriebene zusammenhängende hrische Erzählungen aus feinsten und zartesten empfindenden Menschen, der vor allem banalen und rohem zurückstreckt, der heiß nach dem Guten ringt und entfüßlich nach dem Schönen durstet. In einem mystischen Gottesbewußtsein spürt sein Können. Und als führende Melodie klingt durch das Gesänge der Sang von der Liebe zu einer Frau, Maria, von einer begeisterten Liebe, die ihren Gegenstand zu einem Ideal verklärt und vergöttert, für die, wie Gott der Inbegriff, so das

geliebte Weien die irdische Repräsentantin alles Guten und Sühnen ist. Das Buch ist außerordentlich reich an feinen Gedanken und an dichterischen Schönheiten. Die Sprache ist voll Macht und Schwung. Bei diesem himmlischen Ton hat Eeden es nicht vermeiden können, zuweilen ein wenig dunkel zu werden. Es ist allerdings überhaupt schwer, solche feinen und feinsten Gefühle so zu geben, daß nicht dem Grob, das weniger fein, und vielen die andere fassen, die Mächtigkeit verlag bleibt, überall zu sagen. Der Dichter selbst läßt Johannes einmal seine Nacht vor dem fernen Schicksal ausreden, daß seinen geliebten Gedanken droht, wenn sie vor den tollsten Feiern gelangen. An einer anderen Stelle sagt er:

„Und wer all diese Dinge nicht selber gefannt hat, all diese Dinge, die in diesem Buche verzeichnet sind, er wird meine Worte prahlend finden und erfinden.“

Doch wer die ganze Kraft dieser Dinge gefannt hat, er wird meine Worte klar finden und sehr einfach.“

Der Lieberling von Ehe Eeden kann man, abgesehen von ganz vereinzelten Stellen, das hohe Lob ansprechen, daß sie nicht meken läßt, daß wir eine Lieberling vor uns haben. w. h.

Gustaf af Geijerstam: Gefährliche Mächte. Roman. S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Geijerstam erzählt uns mit seiner feinen Feder wieder einmal Ehegeschichten, die Schicksale zweier Männer, die in dem Kreis der „Nährden“ leben. Beide Männer leben noch jahrelangem Eheleben plötzlich vor einem Eintritt. — Die Liebe und das Glück ihrer Ehe, die sie für greifbare Wirklichkeit gehalten haben, sind ihnen plötzlich unter den Händen zerfallen. Das kommt im letzten Grunde daher, daß sie beide Nebenbuhler sind, daß sie beide ein „Neben der Jugend“, ihrem heiligen Willen, ihrer tiefsten Liebe, abgung unter geworden sind durch ihre Ehe. Der Mann möchte ihren tieferen Entschlossenheit und Ernüchterung lauz in die Welt hinaus, erleuchtet sich so, und heuert dann sein Schicksal etwas led, aber doch noch brauchbar, wieder in den Eheleben zurück. Der andere kämpft tapfer, eintum, trägt sein Unglück im Bewußtsein einer eigenen Schuld in sich erschlossen und geht an dem Einzelfeilsgefühl, an der Glaubenslosigkeit und Spinnwebigkeit zugrunde. Ein paar unendlich liebenswürdige Menschen und wahrerzigen Glaubens tragen Trost und Stärke in das Bild; sie sind die drei Grundpfeiler, auf denen der Verfallene seine Stellung aufbaut; die Jugend in der Gehalt eines jungen Dichters — die Frau, die auf eigenes, individuelles Glück hat verzichten müssen und trotzdem einen Reichtum von Liebe und Glauben von sich ausstrahlt, — und der einfache, alte Lehrer aus der Meinhof, der, nachdem er sich aus dem Netz an der Lösung der sozialen Frage in der Stille verborgen hat, sie einfach und freimütig und ruhig für sich und seinen allereinsten Kreis ist, in der Jüdischheit, auch wer auch nicht die Welt reformieren kann, doch immer eine Gelegenheit findet, das Gute irgendwie und irgendwo zu tun.

Auf der Schneid. Erstes und Heiteres von Karl Anzengruber. Berlin-Zehlendorf, Hermann Krüger. 22 S. 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Ehne berühmter Väter haben es allemal schwer, wenn sie in deren Fußstapfen treten wollen, und auch der Sohn des berühmten Volksdichters Ludwig Anzengruber, Karl, der mit dieser Sammlung seiner Erzählungen und Skizzen zum erstenmal der größeren Öffentlichkeit erscheint, wagt immer damit rechnen zu müssen, daß des Vaters Name zu Vergleichlichen herausfordert. Das Gebiet freilich, auf dem dessen eigenartige Größe beruht, das des Volksdichters, hat er nicht betreten, und auch vom großen Roman hat er sich bisher fern gehalten. Aber eine Achtung in der Stoffwahl, wenn auch nicht in der Form, liegt doch vor. Des Sohnes Stärke und kleinere Erzählungen, vorzüglich die und die flüchtigste Behandlung von Motiven aus dem österreichischen Bauerleben. In der künstlerischen Darstellung und Ausgestaltung solcher Gegenstände beweist er zum großen Teil ein glückliches Geschick. Scharfe Beobachtungsgabe, frischer, gesunder Humor, ein bühnen Satire und vor allem ein tiefes Gemüt, das auch bei ernstlichen Tönen nicht verjagt, sowie weitgehendes Verständnis für das menschliche Herz, das sind sehr schätzbare Vorzüge, die in der vorliegenden Sammlung zur Geltung kommen. Die Sprache, teils reine österreichisch, Bauerndialekt, teils dialektlos angeordnet, doch auch, wie es eine Reizege verwendet, entspricht trotz mancher kleinen Unbehörden nicht des Meistes. Nur wenige von den hiesigen Erzählungen sind nicht vollwertig. Die meisten meisten sind recht gut gelungen, und wenn wir auch häufig der reinsten Kunst mancher unter ihnen folgen, so sind doch die ernst gehaltenen, die zum Teil geradezu tragisch wirken, die künstlerisch wertvollsten. — Jedemfalls legt das Buch erfreuliches Zeugnis von dem selbständigen Können des Verfassers ab, und es wird allen Freunden einer gebunden, deren Volks- und Bauerkunst einen mitschmecken Genuß bereiten.

Hedwig von Soyters: Die gebrochenen Geistes sind. Roman. München und Leipzig, Georg Müller, 1908.

Hedwig von Soyters Roman zählt man am besten unter die Kategorie der Unterhaltungs- oder Reizliteratur; denn es ist ein Buch, das man jederzeit aus der Hand legen kann, ohne überhaupt noch einmal daran zu denken. Im letzten Jahrhundert führt uns die Erzählerin in ein Senatorium für Reizentranke und löst uns die Liebes- und Leidensgeschichten der Patienten und Mergie mitteilen. Dabei entwickelt sie die phantastische Idee, daß es Sache eines Arztes sei, seine Tätigkeit auf einige wenige Patienten zu beschränken, um diesen durch seine dauernde Überwachung Hilfe zu leisten. Trotzdem wir dabei von Tod und Selbstmord, von Ehebriuch, Liebe und Verlobung lesen, wird dadurch weder das Interesse noch die Phantasie des Lesers erragt. Das Ganze bleibt nur eine beliebige Schilderung.

Die Weisheit Israels in Spruch, Sage und Dichtung, dargestellt von Hans Meinhof, o. Professor an der Universität Bonn. 1908. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.

Während in früheren Jahrzehnten in Gelehrtenkreisen die Tenzig vorherrschend war, eine ästhetische Mauer um die Wissenschaft herum zu errichten, um so jedem nicht nur „Jahnt“ abgrenzen den Einblick in die „Gelehrtenrepublik“ zu verwehren, waltet heute das Bestreben vor, die Ergebnisse der Wissenschaft in populärer Gewand in weitere Kreise zu tragen. Das die Wissenschaft hierbei nicht immer der Gefahr der Verwässerung entgeht, erscheint ohne weiteres einleuchtend. Dem oben angeführten, in gewissen Grenzen geistlich Weisheit kommt das vorliegende Werk entgegen. Das den Zweck verpakt, die „deponiert in der Sprachliteratur der Doraer entgegenstehende Gottes- und Weltanschauung der jüdischen Weisheit dem Leser nahe zu bringen.“ Mit Recht betont der Verfasser in der Vorrede, daß die dort nicht wenig Joden bis an unsere Tage herabgehören mit ihrem eigenen religiösen Glauben und daß manche religiöse Kämpfe unserer Zeit sich um die Frage nach dem Aufgeben oder Bewahren verschiedener aus jüdischer Weisheit stammender Lehren drehen. Der Verfasser gibt in ziemlich flüssiger, leicht verständlicher Form einen Überblick über die jüdische Sprachweisheit wie die Weisheit der Propheten und des Buches Job. Trotz mancher Einseitigkeit in der Auffassung, die sich nicht demerbar macht, muß man ihm zugestehen, daß er dem Stoff mit ungewöhnlicher Behutsamkeit gegenübersteht und seine Aufgabe im Genuß mit Geschick gelöst hat.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Goldstein